

Nr. 36. **Bydgoszcz/Bromberg, 15. Februar** **1938**



(23. Fortsetzung.) ——

In einer sehnsüchtigen Synkope erstirbt die Musik ... Das Parkett leert sich. Helbing und Felicitas sind das letzte Paar, das es zögernd verläßt. Knapp bevor sie in Hörweite des Tisches gelangen, gibt es einen sekundenlangen Aufenthalt.

„Gehen Sie auf meine Bedingungen ein, Felicitas Olgers?"

„Ich wüßte nicht, warum!"

„Es ist die Rettung!"

„Für wen?"

„Für alle!"

„Ich wünsche nicht, von Ihnen gerettet zu werden, Franz Helbing!"

Rede und Gegenrede sind wie Säbelhiebe gefallen.

Sie haben Felicitas Olgers' Rückzug endgültig abgeschnitten.

So grundschlecht Felicitas auch ist, so hat ihr verdorbener Charakter doch irgendwo einen Rest von Größe: sie ist nicht feige.

Freilich: mutig ist sie darum doch nicht; denn Mut ist das Vorrecht des ethischen Menschen.

Professor Olgers' Tochter ist tollkühn. Sie ist eine Hasardeurin des Lebens. Sie spielt va banque ...

Und niemals noch war der Einsatz so hoch wie dieses Mal ...

Plötzliche Müdigkeit vorschützend, betreibt sie raschen Aufbruch.

„Ich bin diesen Betrieb eben nicht mehr gewöhnt," betont sie Bernd gegenüber.

Herr Dröge bleibt noch, während Felicitas mit ihren drei Herren den Dachgarten verläßt.

„Und was machen Sie mit dem angebrochenen Nachmittag?" fragt sie Helbing und Burkhardt.

Helbing greift die deutliche Verabschiedung sogleich auf und bemerkt:

„Ich fahre noch nach Dahlem. Und da Fräulein Lorenz mich schon wiederholt gebeten hat, ich möchte Sie, lieber Burkhardt, mal mitbringen, betrachten Sie sich hiermit als höflichst eingeladen."

„Ich nehme dankend und sehr gerne an, Herr Helbing."

„Viel Vergnügen, meine Herren, und bitte, draußen unsere Grüße zu bestellen," sagt Bernd.

Dann fährt man in entgegengesetzter Richtung davon.

Müde lehnt Felicitas in der Wagenecke. Zärtlich besorgt heften sich Bernds Blicke auf ihre leidende Schönheit.

„Fee ..." flüstert er innig.

„Laß, Bernd," wehrt sie ab. „Ich spüre eine Migräne kommen." Sie tropft Kölnisches Wasser aus einem flachen Taschenflakon in die hohle Hand und reibt damit die schmerzende Schläfe. „Ich werde mich sofort niederlegen."

Da hält der Wagen auch schon vor der Pension „Splendid".

„Darf ich dich nicht aufs Zimmer begleiten, Liebste?"

„Nein. Ich muß unbedingte Ruhe haben."

„Dann gute Besserung." Er küßte ihre Hand, die seltsam heiß ist.

„Du hast doch nicht etwa Fieber?" forscht er ängstlich.

„Unsinn", entgegnet sie ungeduldig und schneidet durch einen raschen Abschied weitere Fragen und Antworten ab.

Als Bernd das Haus in der Roonstraße verläßt, stößt er fast mit dem Taxichauffeur zusammen.

„Die Herrschaften haben etwas verloren in meinem Wagen."

Er reicht Bernd ein gefaltetes Papier, nimmt sein Trinkgeld dafür entgegen und besteigt sein Taxi.

Erstaunt erkennt Bernd in dem Fund des Chauffeurs einen an Felicitas adressierten aufgeschlitzten Briefumschlag mit dem Absendervermerk: Professor Olgers, Wien. Sie wird es wohl verloren haben, als sie mit fahrigen Fingern das Kölnische Wasser aus ihrem Täschchen nahm. Daran ist weiter nichts Erstaunliches. Bernds erschreckte Überraschung entspringt anderer Ursache.

Gestern erst hat Felicitas ihm gesagt, daß sie ohne Nachrichten von ihrem Vater sei, daß dieser ihre Briefe unbeantwortet lasse und auch seine Geldsendungen ohne Erklärung eingestellt habe. Sie sei dadurch bereits in arge Verlegenheit geraten. Bernd hat ihr natürlich sofort einen Scheck über eine größere Summe gegeben, das heißt: er mußte ihn ihr aufdrängen. Gleichzeitig mußte er sie darüber beruhigen, daß ihres Vaters merkwürdiges Verhalten bald eine Aufklärung finden werde. Und überdies dauere es ja jetzt gottlob nicht mehr lange, bis sie seine Frau sein werde. Nur seine Frau. Nichts anderes. Also auch gar nicht mehr Professor Olgers' Tochter. Und dann werde es nichts mehr geben, was ihr Unruhe oder gar Pein schaffen dürfe; denn er habe ja keinen andern Gedanken, als sie und ihr Glück.

Diesem seinem Bekenntnis war dann einer jener leidenschaftlichen Ausbrüche von Felicitas' Liebe gefolgt, die ihn immer so berauschen.

Und jetzt sieht er an dem Poststempel, daß der Brief, den Professor Olgers seiner Tochter geschrieben hat, und der auch von dieser empfangen und gelesen worden war, über eine Woche alt ist.

Seine geliebte, vergötterte Fee hat ihn belogen!

Wie eine unerträgliche Last legt sich die regungslose Schwüle der Luft auf ihn.

Lang und beschwerlich dünkt ihm der kurze, nur Minuten währende Weg bis zu seinem Haus ...

Er geht ihn mühsam, mit schleppenden Füßen ...

Endlich erreicht er wenigstens die Geborgenheit seines kühlen Zimmers. Aber auch hier will das niederziehende Gefühl nicht von ihm weichen ...

Die Stille des Hauses bedrückt ihn. Die Uhr auf seinem Schreibtisch tickt mit harten Schlägen und hämmert die

Sekunden in sein Herz. In das wehe Herz, das sich dagegen wehrt, daß die Zeit, die hier verrinnt, ihn allmählich von Felicitas entfernen will.

Mit aller Kraft klammert er sich an seine Liebe. Er will sie nicht verlieren. Er sucht nach Erklärungen, Entschuldigungen; wie immer, wenn etwas wie eine Enttäuschung ihm von Felicitas kommt. Aber diesmal wollen sich die sonst so bereiten Gegengründe nicht finden lassen.

Vielleicht sind sie in dem Brief selbst enthalten? Ja, hier wird die Lösung liegen!

Gierig reißt er den Bogen aus dem Umschlag . . .

„Liebe Tas", steht dort, und er erinnert sich, daß Professor Olgers immer diese Abkürzung des Namens seiner Tochter gebrauchte. Und dann liest er weiter:

„Deinen Brief habe ich mit Interesse gelesen. Er, das heißt Deine Verlobung mit Rainer, kam — besonders nach dem Fehlschlagen Deiner Bemühungen um Bankier Lorenz — wirklich sehr gelegen; denn von mir kannst Du künftig nichts mehr erwarten. Ich habe mich entschlossen, Malwine König zu heiraten. Sie hat Geld, und die weißen Pulver sind teuer. Ich aber kann auf das geliebte Gift nun mal nicht mehr verzichten, seit jener mißglückten Operation, die das Gesetz, so es etwas davon erführe, mit dem häßlichen Namen „Mord" bezeichnen würde.

Also, zurück zu der reichen Konditorswitwe, die ich — wie gesagt — zur Frau Professor Olgers machen werde, trotzdem Ihr beide Euch so spinnefeind seid, daß ich bei dieser Wahl genötigt bin, Dich zu opfern. Nun, Du bist meine Tochter, Kind meines Geistes und den Männern ebenso begehrenswert wie ich den Frauen, und deshalb wäre mir selbst dann nicht bange um Dein Fortkommen gewesen, wenn Du Dir nicht schon die gute Partie geangelt hättest.

Ich tue noch ein übriges, indem ich Dir mit gleicher Post 500 Schilling überweise. Das ist sehr viel in Anbetracht meiner augenblicklichen geldlichen Lage. Sieh zu, daß Du Dich damit so lange über Wasser hältst, bis Dein vermögender Gatte Deine Schulden zahlt und weiter für Deinen Riesenverbrauch aufkommt.

Meide aber den Spieltisch! Per Saldo gewinnt man dort nie! Warum ich Dich ermahne? Ja, meine liebe Tas, Du bist kürzlich in Zoppot gesichtet worden. Die Welt ist klein. Alles kommt 'rum. Ungefragt wird einem oft zugetragen, was man gar nicht wissen will.

Ich habe Dich niemals mit Moralpauken und Lebensweisheiten angeödet, aber heute, wo sich unsere Wege trennen, will ich Dir einen wohlgemeinten Rat geben: Wenn Du den schützenden Hafen erst einmal erreicht hast, dann verlasse ihn nicht mehr zu kleinen, prickelnden Kaperfahrten auf stürmischer See. Solche „Ausflüge" führen zu nichts anderem, als zum Ruin. Ich weiß das aus der Erfahrung meines verdorbenen Lebens. Und ich kenne Dein unruhiges Blut, das väterliche Erbteil in Dir! Gib Dich mit dem Glück einer Frau Rainer zufrieden, das nicht einmal ein Glück im Winkel sein wird, sondern ein solches auf dem Präsentierteller der besten Berliner Gesellschaft. Mit diesem Wunsch schließe ich für heute und immer,

Dein Vater Felix Olgers."

Ist nun Bernd Rainers Himmel eingestürzt?

Nein. Nur eine dunkle Wolke hat seine Sonne verdunkelt. Aber siegreich bricht sie wieder durch. Als Mitleid. Warm und leuchtend.

Arme Fee! Liebe, geliebte, arme Fee! Das ist ihr Vater. Das ihr Zuhause! Wie unglücklich muß sie sein! Wie muß ihre mißverstandene und mißhandelte Seele frieren. Und wie muß sie sich schämen vor ihm, dem sie die Niedrigkeit ihres Vaters, des Kokainisten, des Zynikers, des verwerflichen, verbrecherischen Menschen nicht offenbaren will, nach dem sie einmal nur ganz allgemein erwähnte, sie stünde nicht gut mit ihm. Deshalb ist sie oft so reizbar. Daher ihre Unrast. Darum hat sie sogar auch gelogen.

Heiß steigt es in dem Manne auf. Jetzt bei ihr sein! All das Häßliche von ihr nehmen, das sie mit sich herumschleppt! Sie befreien von dieser furchtbaren Last und einhüllen in seine grenzenlose Liebe!

So stark ist dieser Wunsch in Bernd, daß er ihn aus dem Hause treibt, über die kurzen Straßen hin zu der über alles geliebten Frau. —

Aber — —

„Fräulein Olgers ist nicht anwesend," wird ihm in der Pension gesagt.

„Das ist nicht möglich!"

„Bitte, hier ist der Zimmerschlüssel."

„Wollen Sie nicht doch nachsehen? Und auch im Schreib- und Empfangszimmer! Überall!"

„Wenn Sie wünschen, gern. Aber ich habe Fräulein Olgers selbst fortgehen sehen, und zwar hat sie kurz nach ihrer nachmittäglichen Rückkehr das Haus wieder verlassen."

Das Stubenmädchen bestätigt die Angaben des Pförtners.

Es wird aber trotzdem nachgesehen, und schließlich läßt Bernd sich auch noch Felicitas' versperrtes Zimmer öffnen.

Findet dort, anscheinend in aller Hast abgestreift, die Spitzentoilette, die sie heute getragen hat. Die geöffnete Schranktür, verschütteten Puder, ein halbgeleertes Glas Wasser sind stumme Zeugen des eiligen Aufbruchs der Frau, die ihn so rasch verabschiedet hat, um in aller Ruhe ihre Migräne auszuschlafen.

Bernd wendet sich zum Gehen. Mechanisch setzt er Fuß vor Fuß mit betäubten Sinnen, in dem vagen Gefühl, als schreite er durch die Trümmer seines Glücks.

So geht er, ohne zu wissen wie lange, ohne zu wissen wohin. Erst als ein plötzlicher Windstoß durch die Bäume fegt, wird ihm bewußt, daß er ziellos durch den Tiergarten streift.

Er läßt sich auf eine einsame Bank fallen; schweratmend in der Gewitterschwüle, darin der Tag versinkt. Der kurze Wind hat sich gelegt und drückender noch als vordem lastet jetzt die Regungslosigkeit der heißen Luft.

Da sieht er ein Paar in den Nebenweg einbiegen. Greifbar nahe für ihn, der selbst durch ein Gebüsch gedeckt ist.

Deutlich erkennt er Felicitas in dem hellgrauen Seidenmantel, den sie sonst zu Autofahrten trägt; sieht ihr weißes Gesicht durch den Halbschleier des kleinen dunkelblauen Hutes leuchten; erkennt auch ihren Begleiter, Magnus Dröge, mit der etwas gebogenen Nase unter der fliehenden Stirn und dem kurzen, harten Kinn.

Sieht das ganz klar und vermeint doch, daß ein Spiel seiner verstörten Sinne ihn narre.

Wie im Traumzustand folgt er den beiden, die den Tiergarten verlassen, am Reichstag vorbeigehen und in die Roonstraße einbiegen.

Da kommt es wie ein Erwachen über ihn und, während sich dunkle Wolken am Himmel ballen, sucht er eilends sein Haus auf, geht geradewegs zum Telephon, ruft die Pension „Splendid" an und wünscht eine Verbindung mit Fräulein Olgers' Zimmer . . .

Jawohl, die Dame sei eben gekommen.

„Hallo . . ." meldet sich Felicitas.

„Fee . . ."

„Ja . . . was ist denn, Bernd?"

„Ich wollte nur wissen, wie es dir geht."

„Danke. Besser."

„Hast du dich ausgeschlafen?"

„Ja. Bis jetzt. Und ganz fest. Erst das Läuten des Telephons hat mich geweckt."

„Das tut mir leid, Fee."

„Ach, das macht nichts, Bernd. Aber warte doch, bitte, einen Augenblick. Ich will nur das Fenster schließen. Es ist mit einemmal so stürmisch geworden."

Tatsächlich zerreißt ein Wirbelwind die Schwüle . . .

„Hallo, Bernd . . . ich bin wieder da."

„Ja, Fee . . . ich störe dich . . ."

„Ich denke, wir hängen ab, Bernd. Das Gewitter, das sich lange genug vorbereitet hat, scheint jetzt loszubrechen . . ."

„Ja . . . da ist wirklich schon der erste Blitz. Aber du wirst dich doch nicht fürchten, Fee?"

„Nein . . . aber während eines Gewitters soll man besser nicht telephonieren."

„Da hast du recht. Dann also auf morgen, Fee."

„Gute Nacht, Bernd."

„Leb wohl, Fee . . ."

Im selben Augenblick, da Bernd den Hörer in die Gabel legt, dröhnt der erste starke Donnerschlag.

Mit elementarer Gewalt entlädt sich das Gewitter.

Vernichtend, aber auch reinigend.

Naturnotwendig . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Haarnadel.

Erzählung von J. Hufschmied.

Jens Petersen und sein Freund, den er Krampus nannte, hatten bereits eine Reihe von Gaststätten besucht, als sie gegen zwölf Uhr nachts noch im „Grauen Bären" einkehrten.

„Können wir etwas Gutes zu essen bekommen?" fragte Jens. Er sprach leicht und fließend, auch seine Haltung war tadellos, nur Eingeweihte bemerkten an der Starre seines Blickes, daß er zuviel getrunken hatte.

Eigentlich war die warme Küche schon geschlossen, der Koch im Fortgehen, aber was tut man nicht für einen so guten Gast wie den Sohn des Reeders Petersen? Natürlich würde ihm die Mamsell noch etwas zu essen herrichten. Sie war eine große, gut gewachsene Frau mit etwas verschlossenem Gesichtsausdruck, nicht mehr ganz jung, schon mit grauen Streifen im langen dunklen Haar, und auch im Grunde gar keine Mamsell, sondern eine Witwe mit drei unmündigen Kindern. Sie richtete das Essen schnell her, sie sehnte sich wohl nach daheim.

„Eine tüchtige Person", sagte der Wirt lobend, „keine Klage über sie gewesen in den drei Jahren."

Krampus nahm einen Löffel voll und stimmte in das Lob ein. Ja, eine tüchtige Person, wie gut es schmeckte, nicht wahr, Jens?

Jens blickte auf, seine grauen Augen waren jetzt ganz trübe.

„Sicherlich", erwiderte er sehr laut, so daß alle sich nach ihm umwandten, „nur sollte sie sich nicht am Herd frisieren, meinen Sie nicht auch, Herr Wirt?" Damit fischte er eine lange gebogene Haarnadel mit einem grauen Haar daran aus der Suppe und hielt sie hoch, allen zahlreich anwesenden Gästen sichtbar.

„Aber das ist doch nicht möglich", sagte der Wirt fassungslos.

Jens stellte laut fest: „Ich habe sie eben aus der Suppe geholt."

„Ja, das haben Sie, ja, freilich —", der Wirt lief rot an, er blickte sich um, aller Augen hingen an der Haarnadel, er atmete heftig und sprang auf. Auch mehrere Gäste erhoben sich, riefen „Zahlen!" und schickten sich an, aufzubrechen, ohne Teller und Gläser zu leeren.

„Ein Mißverständnis!" rief der Wirt beschwörend, aber sie winkten ab. Nein, hier wollten sie doch lieber nichts mehr essen, solange diese tüchtige Person, die Mamsell — nein, danke. Der Wirt stürzte wütend in die Küche. —

Als Jens und Krampus eine Stunde später ebenfalls das Gasthaus verließen, ging eine Frau an ihnen vorbei, gesenkten Gesichts.

„Die Mamsell!" sagte Krampus. Aber Jens hörte nicht, er war zu betrunken.

Ja, es war die Mamsell, sie ging heim, den Monatslohn in der Tasche, es würde wohl für lange Zeit der letzte Monatslohn sein. Denn wo würde sie wieder eine Stelle finden, nach solchem Vorkommnis?

Zu Hause blickte sie auf die schlafenden Kinder, aber ihre Gedanken waren weniger bei der Zukunft als bei dem Rätsel, wie die Haarnadel in die Suppe gekommen sein mochte. Sie trug solche Nadeln, sie hatte auch schon graue Haare, leider! Aber gab es nicht mehr gebogene Haarnadeln und graue Haare? Nur in der Küche gab es sie nicht, freilich.

Die Mamsell schlief in dieser Nacht nicht, sie grübelte, aber es nützte nichts. Auch das Grübeln in den folgenden Nächten nützte nichts.

*

Jens Petersen war trotz einer sehr flott verbrachten Jugend doch ein tüchtiger Kerl. Das zeigte sich, als er die Firma des Vaters übernahm. Alle Welt hatte vorausgesagt es würde nun bergabgehen, aber es geschah nichts. Jens Petersen änderte seinen Lebenswandel. Er wurde ernsthaft und ordentlich. Er heiratete eine hübsche wohlhabende Frau, mit der er sehr gut lebte und eine Familie gründete. Er wurde Konsul, das war nicht einmal sein Vater gewesen. Ja, er nahm eine geachtete Stellung in der Stadt ein, und er fand das auch ganz in der Ordnung. Wenigstens bis zu dem Abend, an dem er persönlich seine Tochter Susanne von einer Kindergesellschaft abholte.

Sie gingen am Hafen entlang heimwärts. Jens Petersen lachte gerade recht herzhaft über etwas, das die kleine Susanne ihm erzählte, als eine alte Frau aus dem dunklen Winkel neben ihm hervortrat und dem Kind Haarnadeln anbot, die schwach durch das Dunkel glänzten. Das Kind schüttelte den Kopf, daß die kurzen Locken flogen, und lachte. „Ich brauche doch keine Haarnadeln!" sagte es.

Aber die Alte ging nicht fort. Sie stand unbeweglich und hielt dem Kind die Nadeln entgegen, lange, gebogene Nadeln, bei deren Anblick Jens eine unklare Erinnerung überkam. Die Lippen der Frau murmelten unaufhörlich etwas vor sich hin, der Konsul verstand: „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", aber vielleicht irrte er sich auch, jedenfalls dauerte ihm die Sache zu lange, er wollte die Alte fortschieben. In diesem Augenblick hob sie das Gesicht zu ihm auf und betrachtete ihn aufmerksam, ihre Züge bekamen etwas Nachdenkliches und Suchendes, plötzlich sagte sie: „Man braucht immer Haarnadeln — für die Suppe, für die Suppe!"

Das Kind lachte wieder, aber es klang ängstlich, die Alte glitt fort. „Hallo!" rief Jens Petersen und eilte ihr nach. „Kommen Sie doch mal her, Frau — hören Sie nicht?"

Niemand meldete sich. „Laß uns gehen, Vater", bat das Mädchen, aber der Konsul rief noch einmal: „Kommen Sie doch her! Ich will etwas für Sie tun, hören Sie doch!" Er wiederholte das einige Male, es war umsonst.

In dieser Nacht schlief Jens Petersen nicht. Er dachte an eine Haarnadel, die er vor langen Jahren irgendwo von der Erde aufgelesen und dann, in betrunkenem Zustande, in einem Wirtshaus in die Suppe gelegt hatte.

Am nächsten Tag forschte er im „Grauen Bären" nach dem Verbleib der Mamsell. Er erfuhr erst jetzt, daß man ihr damals sofort gekündigt hatte, weil ihr Bleiben das Wirtshaus nach jenem Vorgang schädigen mußte. Oder hatte er das damals gar nicht beachtet? Er wußte es nicht. Jedenfalls hörte er erst jetzt, daß sie drei unmündige Kinder gehabt hatte. „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", dachte er, und seine bis dahin vom Nachdenken unbelastete Seele zog sich in einem kalten Schauder zusammen. Seine Nachforschungen förderten nichts Nennenswertes zutage, und wäre nicht die Zeugenschaft seiner kleinen Tochter gewesen, er hätte die Alte am Hafen für eine Ausgeburt seiner Phantasie halten können.

Seit dieser Zeit war es aus mit Jens Petersens Ruhe und mit seiner Überzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner geachteten Stellung. Umsonst hielt er sich vor, daß er betrunken gewesen sei, sozusagen ohne Verantwortung — bei diesem Wort meldete sich sofort das Gewissen und sagte mit Spott und Trauer, daß es Unverantwortlichkeit gar nicht gäbe.

Er begann sich weniger um seine Geschäfte zu kümmern, er saß ganze Stunden untätig da und dachte nach. Manchmal schien ihm, als lerne er erst jetzt denken. Er wurde scheu, wortkarg, unsicher — zuweilen überkam ihn das Bewußtsein, daß er im Grunde ja nur auf die Vergeltung warte.

In der Stadt sagte man, es müsse nicht gut mit Petersen stehen, man solle doch nur den Mann einmal ansehen! Die Gerüchte faßten Wurzel, ihre Blüten waren Mißtrauen, Kreditfurcht, Abbruch geschäftlicher Beziehungen, und ihre Frucht in vier Jahren langsam herangereift, hieß ganz einfach Konkurs.

Konsul Petersen verhandelte mit seinen Gläubigern, aber sein Gesicht war von größeren und heimlicheren Sorgen zerfurcht als nur von geschäftlichen. „Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", dachte er, „wie wird sich das vollenden? Soll nicht die Schuld des Vaters heimgesucht werden am Kinde? Susanne —" Er zitterte.

Einige Wochen später ging er über die Hafenanlagen, die noch vor kurzem die seinen gewesen waren. „Was Neues?" fragte er die Arbeiter nach alter Gewohnheit, obwohl es ihn ja gar nichts mehr anging.

Nein, sagten die Arbeiter, nichts, was ihn interessieren könnte, denn der Tod der alten Jule sei ihm sicher nicht interessant.

Der alten Jule?

Ja, einer alten Frau, die Haarnadeln verkaufte, sie war eine Zeitlang fortgewesen und kürzlich wieder aufgetaucht.

Da sei sie nun wohl dem Bollwerk zu nahe gekommen und ins Wasser gestürzt. Jens Petersen fragte mit abgewandtem Gesicht, wo sie begraben sei.

Da und da, hieß es. Sie hatte niemand mehr, der danach gefragt hätte, obwohl sie drei Kinder gehabt haben sollte.

„Einer gestorben, einer verdorben, einer verschollen", sagte der Konsul abwesend, und die Arbeiter meinten, ja, so werde das wohl sein.

Bis zum Abend dieses Tages saß Jens Petersen regungslos auf einer zerbröckelnden Steinfassung neben dem Grabe der alten Jule und besprach sich mit ihr. Als er endlich aufstand, schien es ihm nicht mehr unmöglich, daß die Mamsell aus dem „Grauen Bären" genug versöhnt sei, um auf die Vergeltung Blut um Blut zu verzichten, und daß sie bereit sein könnte, statt von der großen Kraft der Gerechtigkeit von der größeren der Güte Gebrauch zu machen, falls er die Bewährungsfrist, die ihm die noch bleibenden Jahre seines Lebens bewilligten, gut überstehe.

Der Konsul schritt seinem bescheidenen Heim zu. Die Arbeiter, die vom Hafen kamen, sahen ihm nach und nickten. Ja, er schien sich aufgerappelt zu haben, er würde schon noch einmal hochkommen!

Auf dem Grab der alten Jule lag ein frischer Rosenstrauß.

Worte am Wege.

Gesammelt von **Hans Walther**.

In einem alten bayerischen Städtlein — es ist schon eine Weile her — stieß ich am Stadtgraben auf einen wunderbar verwilderten und fast zugewachsenen Weg; eben wollte ich in ihn einbiegen, da fiel mein Blick auf eine Warnungstafel, auf der zu lesen war:

> „Dieser Weg ist kein Weg, und wer ihn dennoch benutzen sollte, zahlt drei Mark und fließt in die Gemeindekasse!" Der Gemeinderat.

Eine ähnliche Warnungstafel fand ich in einem süddeutschen mittelalterlichen Dörflein. Die Verfügung lautete:

> „Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen." Der Gemeindevorsteher.

Als Fragen auftauchten, wer denn nun eigentlich erschossen werden sollte, wurde der Erlaß, der wegen eines Tollwutfalles nötig war, nochmals angeschlagen, und zwar in folgender verbesserter Fassung:

> „Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen (der Hund)!
>
> Der Gemeindevorsteher."

Im Württembergischen war's. Der alte Landarzt war gestorben und der neue Arzt hatte seine Ankunft in zwei Wochen gemeldet. Die Gemeinde errichtete über der Dorfstraße einen Triumphbogen, den eine Inschrift zieren sollte. „Natürlich", meinte der Gemeindevorsteher, „die kann für einen Mann der Wissenschaft nur lateinisch sein!" Da nun niemand im Dorf soviel Latein konnte, schickte man zu dem Direktor der Lateinschule im Nachbarstädtchen und bat um einen kurzen lateinischen Spruch als Willkomm.

Der als Witzbold bekannte Direktor gab dem Boten einen Spruch mit, der vom Dorftüncher in großen Buchstaben über die ganze Breite des Triumphbogens gemalt wurde. Der Tag kam. Am frühen Morgen ging eine Abordnung dem Arzt entgegen. Vor dem Dorf fand die erste Begrüßung statt. Der Arzt bat den Vorsteher in seine Droschke einzusteigen, die anderen folgten hinterdrein. Als sich der Zug dem Gemeindehause näherte, erbleichte der Arzt und mit ihm der Gemeindevorsteher, der allerdings glaubte, dem Mediziner sei etwas zugestoßen. Dieser aber hatte nur die Worte über der Straße gelesen: „Ave, medice! Morituri te salutant!" (Zu deutsch: „Sei gegrüßt, Arzt! Die Todgeweihten grüßen dich!")



Bunte Chronik



Dichter selbst im Himmel vergeßlich?

Ein skandinavischer Diplomat las in der Zeitung besorgniserregende Nachrichten über den Gesundheitszustand des französischen Dichters Paul Claudel. Da er ein großer Freund des Poeten war, beschloß er, ihm eiligst ein paar aufmunternde Worte zu telegraphieren. „Lieber Freund", so hieß es im Telegramm, „Sie haben als Dichter stets in der Nähe Gottes geweilt, so daß der Tod für Sie nur eine kleine Reise sein würde. Wenn Sie im Himmel angekommen sind und unter den Engeln weilen, so vergessen Sie bitte nicht, meiner in Ihren Gebeten zu gedenken."

Der Dichter Claudel empfing das Telegramm mit einiger Verwunderung und beschloß, dem Diplomaten im gleichen Ton zu antworten. Er schrieb: „Mit meiner Krankheit steht es nicht so schlimm. Sie können aber in jedem Fall beruhigt sein. Sollte ich dennoch die große Reise, von der Sie sprachen, antreten, so werde ich Sie oben nicht vergessen. Ich habe mir bereits einen Knoten ins Taschentuch gemacht."

*

Sie rechnen beide . . .

Ein Engländer, ein Zwirnfabrikant, zeigte einst dem berühmten Astronomen Robert Ball sein Unternehmen. Er schloß mit den stolzen Worten: „Meine Fabrik erzeugt so viel Zwirn, daß ich jeden Tag 155 Millionen Meilen auf den Markt werfen kann." Der Besucher aber, statt in Rufe des Erstaunens auszubrechen, zog in aller Ruhe Bleistift und Notizbuch, rechnete einige Sekunden und teilte dann das Ergebnis mit: „Da brauchen Sie also nur zwei Jahrhunderte lang spinnen zu lassen, dann wird der Faden so lang sein, daß er von Ihrem Schornstein bis zum nächsten Fixstern reicht . . ."



Lustige Ecke



Die letzte Rettung.

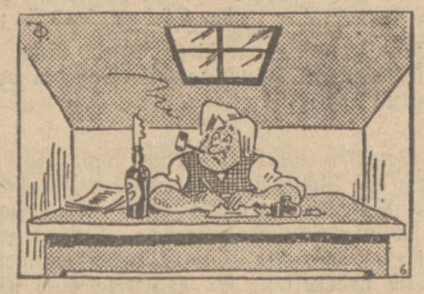
Ein Gigant der Landstraße kommt zum Arzt. Er klagt über Seitenstechen.

Arzt: „Na, das macht vielleicht das übermäßige Training."

„Ich trainiere nicht unsinnig."
„Dann macht es vielleicht das viele Rauchen."
„Ich bin Nichtraucher."
„Dann macht es der Alkohol."
„Ich bin Antialkoholiker."
Arzt verzweifelt: „Dann macht es fünf Mark!"

*

Der Entschluß des Dichters.



„Es bleibt nicht anderes übrig — der Held muß sich erschießen! Ich hab' kein Papier mehr!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.